

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Peter Marginter**  
**Zu den schönsten Aussichten**  
Erzählung

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

*An das Göttliche glauben  
Die allein, die es selber sind.*

HÖLDERLIN

Ich heiße Kronidis. Engelbert Kronidis.\*

Es lebt sich nicht immer leicht mit einem solchen Namen, nicht in dieser kurzen Zeit jedenfalls und auf so engem Raum. Dazu das fatale Bewußtsein, daß jeder Griff, jeder Schritt, jedes Wort die Welt verändert, notwendig und unvermeidbar . . . Als Halbwüchsiger habe ich noch geglaubt, daß Mut dazu gehört. Mut! Ich wäre gern mutig gewesen. Wie meine Geschwister, die mich nie ganz ernst nehmen werden. Darüber bin ich hinaus. Mir ist es auch ziemlich egal, was meine Geschwister über mich denken. Ich habe gelernt, daß es nicht Mut ist, der sie trägt, sondern einfach ein gewisser Mangel an Einsicht. Oder doch das Vertrauen auf ein Schicksal, das mächtiger ist als unsere Taten und ihre Folgen.

Auch mich hat ja zuletzt dieses Vertrauen getragen, bis hierher in dieses windschiefe Gasthaus »Zu den schönsten Aussichten«, wo ich auf der Veranda sitze, schreibe und mein Schicksal erwarte. Das Zimmer war reserviert, seit jeher reserviert, wie mir der Wirt versicherte, und ob es nun eine Frage von Tagen oder Jahren ist, soll mir gleichgültig sein. Bis dahin will ich hier sitzen und schreiben, atme den würzigen Holzgeruch der Veranda, den Speckduft aus der Küche, und schaue aus den Fenstern über Landschaften, die ich kenne, und Landschaften, die mir bekannt vorkommen. Die Fenster bestehen aus vielen quadratischen Scheiben mit hölzernen Stegen dazwischen. Das ergibt einen Raster, der es mir ermöglichen könnte, jeden Punkt dieser Landschaften so genau zu bestimmen, daß auch ein anderer ihn danach wiederfindet. Allerdings müßte er auf demselben Platz sit-

\* *Kronide*, Sohn des Kronos; Beiname des obersten griechischen Gottes Zeus

zen, um denselben Blickwinkel zu haben: Ein sehr unwahrscheinlicher Zufall, mit dem sich nicht rechnen läßt, wechsele doch ich selbst fast täglich meinen Ort auf der langen, harten Bank entlang der altersbraunen Täfelung. Was sonst sollte ich als einziger Gast tun in dieser Veranda, die rund um das Haus herum führt? Abgesehen davon spielen auch die Hausleute mit, sie decken mir jeden Morgen das Frühstück woanders als am Vortag, um mir eine Überraschung zu bereiten, denn an dem Frühstück selbst ändert sich nichts. Natürlich bleibt es auch immer dasselbe Heft, in dem ich meine Beobachtungen und Erinnerungen aufzeichne, und überhaupt überwiegen im Nahbereich durchaus die Konstanten. Nur die Aussichten sind variabel. Vielleicht nicht sehr, aber es macht das Warten erträglich. Ich langweile mich eigentlich selten.

Droben in meinem Zimmer habe ich mich eingerichtet, als ob ich hier zu Hause wäre. Freilich kann ich nicht gleichzeitig auf den zwei Stühlen sitzen, geschweige denn die zwei Kästen mit dem bescheidenen Inhalt meines Rucksacks füllen. Und das Bett ist viel zu breit für mich. Manchmal, wenn ich in der Nacht aufwache, halte ich das zweite Kissen neben mir umschlungen und flüstere: »Moira . . .« Ob sie ahnt, daß sie mich hier treffen wird?

Ich kann mich wieder frei bewegen, das ist schon viel. Der Raum, von dem ich erwähnt habe, daß er eng gewesen sei, war an dem Ende, das mit meinem Anfang zusammenfällt, nicht größer als auch die anderen Torwächterhäuser, die an den Toren des großen Gartens lagen. Wir nannten unser kleines Haus etwas präntiös und irreführend »The Lodge«. Torwächterhäuser werden gern so genannt, und an sich sagt das gar nichts.

Immerhin war unser Haus in einem hübschen klassizistischen Stil gehalten, nach dem Vorbild eines dorischen Monopteros, wenn auch mit anachronistischen Elementen, die den gegenwärtigen klimatischen Bedingungen und Lebensverhältnissen entsprachen. Drinnen gab es außer Küche, Wohnzimmer und Schlafzimmer sogar ein Bad mit WC. Dieses Bad war eigentlich der einzige wirklich geräumige Raum, denn im übrigen Haus erdrückten uns fast die wuchtigen Möbel, alles alte Erbstücke, mit vielen Erinnerungen verbun-

den, von denen wir uns nicht trennen wollten, obwohl wir längst nicht mehr ihre Maßstäbe erreichten. »Wartet nur, Kinder«, pflegte Mama zu sagen, »das kommt alles wieder in Mode, wenn ihr lange genug wartet.« Und dazu Tante Klara! Schon die Eingangstür war zu schmal für Tante Klara, seitlings nur konnte sie in den winzigen Vorraum chassieren, den sie im Winterpelz bis in die Winkel ausfüllte. Auch noch der Schirmständer mußte entfernt werden, um ihr das Einschwenken in die Küche zu ermöglichen. Wir Geschwister schliefen teils unter den schrägen, tief herabgezogenen Decken des Dachraums, zu dem man durch die Klappe über dem Eßtisch hinaufgelangte, teils in der Küche. Dennoch verbrachten wir dort eine glückliche, recht sorglose Kindheit, und wir waren richtig stolz, wenn an den Wochenenden die Touristen unser Haus photographierten. Ich wenigstens fühlte mich auch frei darin. Die Enge, die ich zu passieren hatte, war eine andere, in einem mehr existentiellen Sinn.

Übrigens blieb unser Haus nicht ganz so klein. Irgendwann bauten wir eine Garage an, die zugleich auch als Werkstatt diente, und dann gab es ja noch die Keller, an deren Erweiterung und Vertiefung der gute Papa seine Freizeit verwandte. Was er mit den Kellern vorhatte, wurde uns nie recht klar, vielleicht war es nur ein unbestimmter Drang sich auszudehnen, dem er da folgte.

Hinter Mamas Gemüsebeeten beginnt der Garten. Die Büsche und Bäume drängten hier nahe heran, ein lockerer, dennoch undurchdringlicher Wall. Vom Tor aus, das ich nur verschlossen kenne, sieht man weiter, da läuft die Allee schnurgeradeaus. Aber dort, wo sich in der Perspektive die beiden Baumreihen treffen, versickert auch die Allee im Grünen. Dort endeten auch unsere Streifzüge, die wir als Kinder unternahmen. Urplötzlich überkam uns jedesmal die Furcht, daß wir uns verlieren könnten, und dann rannten wir nach Hause, so schnell uns die Beine trugen. Auch graute uns vor den Wesen, von denen wir uns vorstellten, daß sie die Wege ausgetreten hatten, deren Ansätze man im Dickicht zu erkennen glaubte. Beim Spielen blieben wir immer in Sichtweite des Hauses, und später dachten wir kaum mehr an den Garten. Mag sein, daß in seiner Mitte unser Stammschloß verborgen liegt. Ich habe es nicht gefunden, und das Ding auf der verblaßten Daguerreotypie in unserem Familienalbum

wirkt auch nicht besonders einladend. Es gibt andere Gärten, die weniger unheimlich sind, und vor allem war da die Stadt, die uns anzog, und die sogenannte weite Welt.

Drei Erwachsene und sieben Kinder in einem so kleinen Haus! Ich erinnere mich, daß Papa gelegentlich noch andere Verwandte andeutete, aber mehr paßten wirklich nicht hinein. Auch sonst kann ich leicht auf diese Onkel und Tanten und ihre Nachkommenschaft verzichten. Unsere Familie ist ohne sie schwierig genug.

Ich würde gern wissen, was aus unserem Haus geworden ist. Hin und wieder packt mich das Heimweh wie ein körperlicher Schmerz. So ein Doppelzimmer in einem Gasthaus kann schon eine sehr einsame Stätte sein, trotz aller schönsten Aussichten. Ob sie mich vermissen? Sie? Ich weiß ja nicht einmal, wer dort jetzt ein und aus geht. Nach der Jahreszeit könnte Mama den Hagebuttenwein ansetzen. Ob Papa noch immer im Keller wühlt?

Nein: Morgen suche ich mir einen anderen Platz . . .

Nicht jeder Bart verbirgt etwas.

Das ist eine von den Binsenweisheiten, mit denen man ziemlich weit durchs Leben kommt. Die meisten Bärte sind so offensichtlich darauf hingetrimmt, mehr zu zeigen, sogar mehr als darunter steckt. Im allgemeinen empfiehlt es sich, die Hälfte abzuziehen. Leute wie ich, die nicht von Natur aus zur Nachdenklichkeit neigen, vergessen freilich leicht, daß jeder solche Satz einen Gegensatz hat, der mit ihm zusammen erst die ganze Wahrheit ergibt: Manche Bärte verbergen etwas.

Ich habe mir eine Weile lang eingebildet, daß ich diese Erkenntnis einem Zufall verdanke. Seither hat sich allerdings einiges ereignet. Ich bin, wie man sagt, reifer geworden.

Angefangen hat das an einem meiner ersten Tage in B.

Richtig krank war ich ja nicht, höchstens etwas überspannt und überfressen. Das hatten auch die Ärzte begriffen. Sie heuchelten ein oberflächliches Interesse an meinem Blutdruck, ließen mich Kniebeugen machen und die Zunge herausstrecken und nickten gewichtig. Das wiederholte sich jeden Morgen. Im übrigen bestand meine Kur darin, daß ich außer den abendlichen Schlaftabletten wenig und schlecht zu essen bekam.

Kein Wunder, daß auch ich mir angewöhnte, nach dem

Frühstück unverzüglich eine der Konditoreien am Hauptplatz aufzusuchen. Andere Kurgäste, die dort schon saßen, schauten bei meinem Eintreten diskret in eine andere Richtung. Wenn ich Glück hatte, fand ich einen Fensterplatz. Der Kellner brachte Zeitung und Kaffee, und ein beschämend dünnes Mädchen schob den Wagen heran, auf dem sich die Torten und Kuchen türmten.

An jenem Tag hatte ich mir etwas ausgewählt, das wie eine Linzertorte aussah, aber gänzlich ungenießbar war. Ein kleinstig süßes, scheußliches Ding. Die Zeitung kannte ich auch bereits, rührte daher verdrossen in meinem Kaffee und beobachtete einen Mann, der draußen in der Mitte des Platzes auf einer der Steinbänke vor der Pestsäule die Tauben fütterte.

Ein friedliches, freundliches Bild, das mich bald besänftigte. Der Mann hatte einen oder mehrere Bärte und trug dazu eine Fellmütze und einen Mantel mit Pelzkragen, so daß er außerordentlich haarig wirkte, wie ein Bär. Die Tauben drängten sich zu seinen Füßen, zuletzt bestimmt an die hundert, und er griff immer wieder in die Taschen seines Mantels. Die Taschen waren scheinbar unerschöpflich und die Tauben unersättlich.

So, fiel mir ein, mußte man sich vielleicht den Geheimrat – reifere Leser werden sich möglicherweise sogar an seinen Namen erinnern – vorstellen. Papa hatte vor meiner Abreise angedeutet, daß er es für durchaus wünschenswert halte, Bekanntschaft mit dem Geheimrat zu machen. Ich hatte die Bemerkung nicht sehr ernst genommen. Auch jetzt war der Gedanke, daß der wirkliche Geheimrat auf einer Steinbank vor der Pestsäule von B. sitzen und die Tauben füttern könnte, eher belustigend.

Immerhin war meine Neugier soweit erregt, daß ich mir den haarigen Herrn einmal aus der Nähe anschauen wollte. Die angebliche Linzertorte gab mir einen prächtigen Vorwand. Statt mich bei dem dünnen und vermutlich unschuldigen Mädchen zu beschweren, konnte ich das Zeug den Tauben vorwerfen.

Ich zahlte also, wickelte die Torte in eine Papierserviette, ließ mir in den Mantel helfen und ging aus der Konditorei hinüber zur Pestsäule. Unterwegs wurde mir allerdings klar, daß es eine grobe Ungehörigkeit gewesen wäre, durch rücksichtsloses Vorprellen die Tauben, die der Unbekannte

um sich gesammelt hatte, zu verscheuchen. Ich schlug daher einen Bogen, der mich zu einer anderen, dem Gegenstand meines Interesses halb abgewandten Bank führte.

Ich hatte mich eben hingesetzt und ein paar Krümel gestreut, ohne zunächst damit auch nur eine einzige Taube anzulocken, als irgend etwas die dummen Tiere meines Nachbarn erschreckte. Sie stoben auf, eine silbrige, knatternde Wolke, und umkreisten die Pestsäule. Dann fielen sie bei mir ein, um sich auf meine Krümel zu stürzen.

Ich war davon zumindest ebenso überrascht wie der Herr von nebenan und hatte alle Hände voll zu tun, um die Nachfrage zu befriedigen. Trotzdem entging mir nicht der scharfe Blick, der mich traf. Der Herr stand auf, klopfte die Brösel von seinem Mantel und entschrift, während ich mich mit den ekelhaften, gurrenden Biestern herumschlug.

Damit wäre die Sache für mich erledigt gewesen, wenn die verdammte Kur mich nicht am folgenden Tag noch früher als sonst aus dem Bett getrieben hätte. Man wollte meinen Morgenharn, lange vor dem sogenannten Frühstück, und da ich nun schon wach war und mein Magen knurrte, zog ich mich an und begab mich zum Hauptplatz.

Die Stadt war noch farblos, fröstlig und fast menschenleer. Um so mehr erstaunte es mich, als ich am Fuß der Pestsäule den Bärtigen wiedersah. Er stand mit dem Rücken zu mir, und als ich beim Überqueren des Platzes hinter ihn kam, streute er mit der breiten Geste eines Sämanns eine Handvoll rosig leuchtender Körner unter die Tauben, die ihn schon gurrend umtrippelten.

Ich blieb stehen, teils um das Idyll nicht zu stören, teils auch aus Befremden. Noch trippelte und gurrte es, aber da schlug auch bereits mein Verdacht in Entsetzen um. Die ersten Vögel schwankten wie betrunken, drehten sich im Kreis, schlugen schwerfällig mit den Flügeln und kippten schließlich um. Ich stand wie gelähmt. Um den Mann vor mir breitete sich ein Teppich von zuckenden, erstarrenden Vogelleibern. Ich wollte ihn anschreien, Einhalt gebieten – es gelang mir nicht. Jetzt war er anscheinend mit dem Ergebnis zufrieden, schob sich mit den Schuhen den Weg frei. Zweimal hielt er an, bückte sich und hob zwei Tauben auf, steckte sie in einen Papiersack.

Und dann war er fort. Ich taumelte in die Konditorei, ob-

wohl mir für diesmal jeder Appetit vergangen war, bestellte daher auch einen doppelten Cognac, bevor ich mich in einen der vielen freien Sessel am Fenster fallen ließ, den Blick wie gebannt auf den leblosen Vögeln, die draußen herumlagen.

»Unmensch«, stöhnte ich. Wie war es möglich, diesen armen Geschöpfen ihre natürliche Flatterhaftigkeit so grausam zu vergelten?

Während mich noch das Grauen und die seifige Schärfe des Cognacs schüttelten, belebte sich aber vor meinen Augen die Szene wieder. Die erstarrten Körper zuckten, Flügel spreizten sich, und zuletzt stand eine Taube nach der anderen wieder auf ihren zwei Beinen. Sie trippelten noch ein Weilchen durcheinander und flogen dann plötzlich ab, eine silbrige, knatternde Wolke.

Jemand im ersten Stock eines Hauses auf der anderen Seite des Hauptplatzes hatte ein Fenster aufgestoßen, und nach den Tauben traf nun mich der Widerschein der Morgensonne. Geblendet kniff ich die Lider zu. Als ich das Licht nicht mehr auf ihnen spürte und sie wieder öffnete, war der ganze Spuk vorüber, an Tauben erinnerten nur mehr der Heilige Geist, der zwischen Gottvater und Sohn die aus üppigem Marmorgewölk wie ein Atompilz hochgezwirbelte Pestsäule krönte, und Häubchen von weißem Taubendreck. Das Fenster gegenüber zeigte das Brustbild einer jungen Frau, miniaturfern zweifellos, aber ich sah sie wie durch ein starkes Glas, ganz deutlich. Sie war sehr schön, und als sie für einen Augenblick die Hand hob, winkte ich zurück. Daß sie mich hier hinter dem Konditoreifenster im Schatten sehen könnte, war natürlich ausgeschlossen. Und so bezog auch nur der Ober meine Geste auf sich und kam von der Theke herübergesegelt, um sich nach meinen Wünschen zu erkundigen. Aber ich vergaß dieses Bild nie mehr: Die wieder zum Leben erwachten Tauben, der über sie hin und auf mich zu huschende Lichtfleck, der lautlose Aufprall des Glanzes und zuletzt die schöne Frau im Fenster, wie sie die Hand hob.

Dann freilich kehrten meine Gedanken zu den vorangegangenen Ereignissen zurück. Hatte ich also dem Bärtigen unrecht getan? Zweifellos hatte er die Tauben nicht vergiftet, sondern nur betäubt. Aber warum hatte er dann diese zwei Tauben eingesteckt? Was ging hier vor?

Es war niemand da, den ich hätte fragen wollen, aber ich

war fest entschlossen, es herauszukriegen. Zwei weitere Tage lag ich in der Konditorei auf der Lauer. Und dann – zur Jausenzeit, unter einem golddurchwirkten Vorfrühlingshimmel – saß er plötzlich wieder auf der Bank, wie irgendein Pensionist und Taubenfreund.

Diesmal verzichtete ich auf die Linzertorte. Geradewegs, als ob ich es sehr eilig hätte und an nichts anderes dächte, lief ich in die Tauben hinein und scheuchte sie auf. Der Aufruhr bremste mich ab, ich zog meinen Hut.

»Entschuldigen Sie –«

»Keine Ursache«, fand er und erhob sich.

»Aber –«, beharrte ich.

Er war etwas größer als ich und auch sonst eine eindrucksvolle Gestalt. Der breit ausschwingende Schnurrbart über einem spatelförmigen Vollbart verlieh ihm etwas Militärisches. Ich nahm Haltung an, und das schien ihm zu gefallen.

»Kurgast?« fragte er.

»Jawohl«, schnarrte ich.

»Viel zu jung«, meinte er und schüttelte mißbilligend den Kopf.

»Ich werde jeden Tag älter«, verteidigte ich mich.

Er schmunzelte unter seinen Bärten, hob grüßend die Hand an seine Fellmütze und ging.

Das nächste Mal gelang es mir, schon vor ihm auf der Bank zu sitzen. Er nickte mir zu wie einem Bekannten, mit dessen Existenz man sich abgefunden hat, und nach einigen belanglosen Sätzen über das Wetter stellte ich mich vor.

»Oh«, sagte er. »Sehr erfreut. Mein Name ist Kundalin. Alexander Napoleonowitsch Kundalin, General a. D.«

»Und Taubenfreund«, ergänzte ich, um das Gespräch auf den bewußten Vorfall zu lenken.

»Taubenzüchter«, berichtigte er und deutete auf die Vögel, die ungeduldig vor uns trippelten: »Nichts als ordinäres Ungeziefer heute, leider . . .« Er brachte eine Handvoll Futter aus der rechten Manteltasche und streute es unter sie. »Aber auch unter den Tauben von B. gibt es Besonderheiten, sozusagen verwilderte Aristokraten. Das Halten von Tauben war ja, wie Sie wissen, früher einmal ein Privileg des Adels.«

Ich wußte es nicht und hätte gern den Grund dieses merkwürdigen Vorrechts erfahren, wollte den General aber nicht unterbrechen.

»Ja«, fuhr er fort, »die Tauben von B. sind eine kuriose Gesellschaft. Sehen Sie die dort drüben, die mit den Spitzenhöschen! Das ist so ein Bastard, aber eine schlechte Linie, da lohnt es sich nicht. Manchmal, an besseren Tagen, da taucht aus heiterem Himmel etwas wirklich Seltenes auf. Und dann –« Er griff in seine linke Tasche, hielt mir auf der flachen Hand ein Häufchen rosaroter Körner hin. »Meine eigene Mischung: Lähmt sie für ein paar Minuten, so daß ich mir meine Kandidaten herausklauben kann. Aber das geht leider nur sehr früh am Morgen, wenn die Weiber vom Tierschutzverein nicht um die Wege sind.«

»Ah!« rief ich.

»Ja, so war das«, bestätigte er. »Sie haben sich gewundert, nicht wahr? Wenn Sie Lust haben, müssen Sie mich bei Gelegenheit besuchen.«

Der General bewohnte eine Etage in einer von den gepflegten Zinsvillen, die mit ihren Gärten an den Kurpark grenzen. Auch das Gelände des Kurheims ›Hermes‹, in dem ich mehr luxuriös als bequem untergebracht war, schließt an den Kurpark. Wenn ich Schlüssel zu den beiden Hintertürchen besessen hätte, wäre der Weg sehr kurz gewesen. Die Wohnung des Generals entsprach durchaus meinen Vorstellungen. Er zeigte mir seinen Generalstab, den er in einer Art Botanisiertrommel aus abgewetztem Leder verwahrt hielt. Nur Marschallstäbe, belehrte er mich, werden in Tornistern aufgehoben.

»Ich sage es Ihnen, weil Sie offensichtlich nicht gedient haben«, fügte er hinzu.

»Woher wissen Sie das?« fragte ich überrascht.

»Seit Ihrem kleinen Aufbauversuch, damals am Platz«, klärte er mich auf. »Strammstehen, junger Freund, will geübt sein, wer es einmal begriffen hat, dem bleibt das. Die richtige Haltung geht sozusagen vom Schließmuskel aus, wenn Sie den anspannen, ordnet sich das übrige fast von selber, die Hände an der Hosennaht und dergleichen sind dann nur ein Ausdruck der inneren Sammlung um dieses Zentrum. Als frischgebackener Generalstäbler habe ich einmal etwas darüber geschrieben: ›Clausewitz und die Kunst des Strammstehens‹, zu seiner Zeit fast ein Bestseller.«

»Oh!« rief ich. »Sie sind –«

»Zuviel der Ehre«, verneinte er. »Ich schrieb zwar unter

Pseudonym, aber der, den Sie meinen, ist jünger.«

Eine ältliche Person schleppte einen Samowar an, und der General bat mich mit einer Handbewegung in einen der Clubfauteuils vor dem niederen Onyx Tisch. Wir tranken den Tee aus altmodischen Gläsern, echt russischen Tee ohne Milch, dafür mit reichlich Kandiszucker. Auch die dünnen, salzigen Kekse schmeckten nach den Steppen Asiens. Trotzdem fühlte ich mich merkwürdig zu Hause. »Eine von Ihren Tauben?« erkundigte ich mich im Hinblick auf den grauweißen, recht martialischen Vogel, der mich vom Buffet her mit seinen starren Glasaugen fixierte.

»Ein Prototyp«, bestätigte der General. »Ein anderes Mal will ich Sie gern in mein kleines Häuschen mitnehmen und Ihnen auch die anderen Tiere zeigen. Nein, ich züchte nicht nur Tauben – und nicht nur aus uneigennützigem Interesse, von einer Generalspension wird heutzutage niemand fett. Auch nicht von Tauben, muß ich leider hinzufügen. Aber einem ausgedienten General wird man diese kleine Passion nicht verübeln.«

»Das ist jedenfalls eine sehr eigenartige Taube«, sagte ich.

»Ungewohnt«, gab der General zu. »Dennoch zweifle ich nicht, daß ich auf dem rechten Weg bin. Vielleicht werde ich doch noch den Tag erleben, an dem ich der Welt die Echte Friedenstaube vorführen kann.«

»Die Echte Friedenstaube?« fragte ich verblüfft.

»Columba pacis.« Der General nickte. »Sozusagen eine Wunderwaffe, wenn Sie es umgekehrt betrachten. Halten Sie mich jetzt für verrückt?«

»N-nein«, log ich.

»Es würde mir auch nichts ausmachen«, versicherte er. »Trotzdem werden Sie verstehen, daß ein Mensch mit meiner Vergangenheit das Kriegsspielen satt hat. Wollen Sie meine Orden sehen?« Er deutete auf ein Mahagonimöbel mit vielen schmalen Laden, wie es zur Aufbewahrung von Münzsammlungen verwendet wird. »Voll bis oben. Ich war kein alltäglicher General.«

»Generäle sind überhaupt nicht alltäglich«, wandte ich ein.

»Meinen Sie?« Er lachte. »Kann sein, daß Sie recht haben. Vielleicht ist unsere Zeit wirklich vorbei. Heute fiel mir die Wahl schwer, wenn ich ein junger Mann wie Sie wäre und einen Beruf ergreifen müßte. Aber in meinen Tagen...« Er

strich seine Bärte und betrachtete mich forschend. »Ich fürchte, Sie werden es nicht begreifen. Auch ich kann es nicht begreifen, ich sehe nur, daß heute die Kinder ganz anders erzogen werden. Damals, als ich ein kleiner Junge war, fand man sich nicht damit ab, daß die meisten Menschen einander nicht ausstehen können. Wir mußten immer artig sein, immer höflich und womöglich liebenswürdig, ganz besonders zu alten Damen, im allgemeinen aber zu allen Erwachsenen und sogar zu Mädchen. Wir durften keinen Schwächeren prügeln. Ständig mußten wir Ordnung halten, die Hände waschen, die Haare schneiden lassen: Nichts als Heuchelei! Und später wurden wir Generäle und bildeten uns ein, daß man dasselbe auch auf den Krieg anwenden könnte. Wir träumten von der Idealen Schlacht, die schon entschieden war, bevor sie geschlagen wurde. Der Krieg als logisch-pädagogisches Spiel nach den Regeln unserer Kinderstuben, ausschließlich im Sandkasten.« Er zuckte mit den Achseln. »Natürlich ein Irrtum: Krieg ohne Blut, Tränen und Trümmer! Eine Chimäre. Der Schwächere zieht auf jeden Fall den kürzeren, aber der Starke soll auch ein paar Haare lassen. Und Verluste sind immer relativ. Ich kenne da eine Geschichte, die irgendwie herpaßt.\* Aber die wahre Geschichte, das ist die Geschichte der Generäle, ebenso wahr wie langweilig.« Er schien zu überlegen, welche er mir erzählen sollte.

Die Geschichte der Generäle, an die der General dachte, war offenbar ganz außerordentlich langweilig. Zuerst bemerkte ich es nicht wegen der vielen Haare. Die Bärte des Generals verbargen doch einiges, und die eisengrauen Locken hingen ihm jetzt tief in die Stirn, bis an die Brauen. Erst als die Pause sehr lange dauerte und der General schließlich leise zu schnurren begann, wurde mir klar, daß er eingeschlafen war. Ein alter, müder Herr.

Ich wollte ihn nicht stören, blieb daher ruhig sitzen, holte nur mein Teeglas heran und streckte die Beine aus. Draußen dämmerte es, und im Zimmer war es schon richtig dunkel. Auch ich wurde schläfrig. Eine Weile beobachtete ich die ausgestopfte Friedenstaube, dann sank mein Kopf vornüber, das Kinn auf die Brust.

\* Siehe S. 34